

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 40

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN BERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rabl

12. Fortsetzung

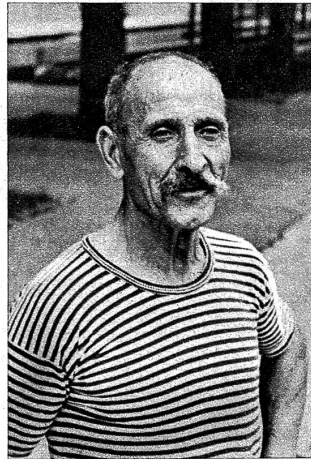
„Kann ich mir vorstellen“, sagte sie trocken. „Gar nichts können Sie sich vorstellen“, fuhr er sie hitzig an. Auf ihr erstauntes Gesicht hin nahm er sich zusammen. „Entschuldigen Sie. Aber ich vertrag's schlecht, wenn man so von oben herab über ihn redet“.

Sie zuckte die Achseln, stand auf und folgte ihm. Er führte sie zu einer Tür, öffnete und liess sie eintreten, ohne zu folgen. Sie fand sich in einem Arbeitszimmer, dessen Wände von Stadtplänen in riesigen Massstäben und genauen Grundrissen von Gebäuden eingenommen wurden. Zwei bequeme stählerne Sessel waren noch da, ein Tisch, ein Stuhl; die Mitte einer Wand beherrschte ein Rundfunkapparat grösster, luxuriösester Bauart, aus dessen Lautsprecher eine Männerstimme quoll. „Entschuldigen Sie“, hastete Ray, „Sie liessen so lange auf sich warten, und die Leute da drüben warten nicht. Setzen Sie sich, horchen Sie. Es ist eine Verhandlung vor dem Seeamt in Ambon“.

Noch ohne Verständnis liess sie sich nieder. Die scharfe Stimme erklärte eben, der vorliegende Fall sei so ausserordentlich, und zugleich so typisch, dass er die allgemeine Aufmerksamkeit verdiene und besonders streng beurteilt werden müsse. Darum habe man auch die Übertragung auf den Rundfunk ausnahmsweise gestattet. Ein Kapitän, der — Betje, deren Interesse zuerst rein akademisch gewesen war, zuckte zusammen und lehnte sich vor. Der Mensch da, der anscheinend eine Anklage vertrat, nannte zwar den Namen des Angeklagten nicht, den wohl jedermann im Saal von Ambon wusste; doch es konnte — beim Himmel, ja! — es konnte sich nur um Jan van der Stappen handeln. Strandung eines überversicherten Dampfers in schlechtem Fahrwasser, in dem der Dampfer nicht das geringste zu suchen hatte, Rettung der ganzen Besatzung mit Ausnahme des einzigen Passagiers, noch dazu einer Frau — diese auf rätselhafte Weise verschollen oder beiseitegebracht, worüber im einzelnen noch die ordentlichen Gerichte befinden müssen — hier nur der Ort, die seemännischen Vergehen des Angeklagten zu untersuchen und zu sühnen — Sie hörte ein Verhör, dessen Leiter deutlich gegen den Angeschuldigten voreingenommen war, hörte die Stimmen vieler unbekannter Menschen, hörte endlich, endlich — sie stiess einen leisen schluchzenden Laut aus — Jans Stimme. Eine müde, resignierte, gebrochene Stimme, die widerwillig antwortete und zuweilen selbst da die Antwort schuldig blieb, wo sie leicht zu geben gewesen wäre. Sie hörte ihren Onkel de Witt, der Jan auf die gehässigste Weise verdächtigte, hörte den guten Pieter Lens, dem man nichts glaubte, den man nicht einmal vereidigte, hörte die gebrochene Aussage des Bootsmanns Nuruka, der seinen Herrn liebte und unter seinem Eid doch nichts anders konnte als erklären, er habe ihn gewarnt, angefleht, die Schildpads nicht anzulaufen, der Herr aber, ohne einen vernünftigen Grund zu nennen, habe auf seinem Willen bestanden. „Was ist das alles?“ stöhnte sie einmal. „Worauf soll das hinaus?“

Rays ernstes, dunkles Gesicht änderte sich nicht; die ganze Zeit über hatten seine Augen einen zugleich traurigen und starren Ausdruck, den das geängstigte Mädchen nicht

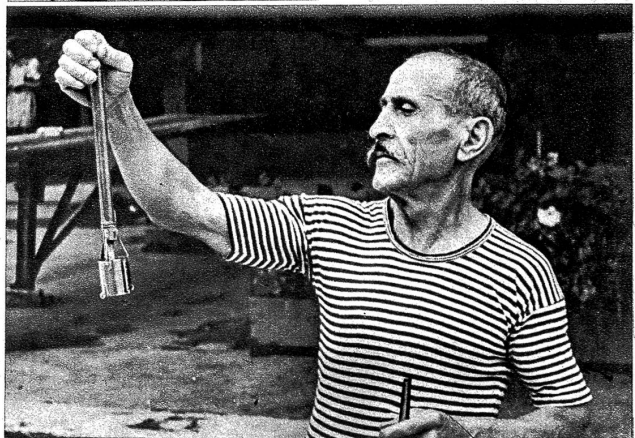
verstand. Mit dem Kinn wies er auf den Lautsprecher. Der Vorsitzende verkündete das Urteil. Kapitän Jan van der Stappen sei sehr zu tadeln. Man habe ihm, infolge des annähernd gleichlautenden Zeugnisses seiner Besatzung, nichts nachzuweisen vermocht — das klang, als erkläre der alte Mann die Bemannung der „Pinaja“ in Bausch und Bogen für falsche Zeugen. Übrig bleibe das mysteriöse Verschwinden von Betje Swarth. Der Sachlage nach sei man nicht imstande, soweit zu gehen, dass man des Kapitäns Patent kassiere; doch wünsche das Seegericht dies deutlich zu machen: es warne jedermann, den Kapitän anzuheuern; es werde Leuten, die durch ihn in der Folgezeit zu Verlusten kommen sollten, nicht beistehen, da sie sie durch eigenen Leichtsinns verschuldeten. Was die Auszahlung der Versicherungssumme anlange, so verweise man van der Stappen auf den Weg der Klage wider Herrn de Witt. Einen Augenblick war der Lautsprecher ganz still; dann sagte



Der „gefürchtete“ Mann im Bubensteck

Albert Steitler, der Badaufseher, darf nach 40 Jahren Dienst in seinen wohlverdienten Ruhestand treten. Er berichtete unserem Reporter, dass es manchmal Sommer gegeben habe, wo er über 100 Personen aus dem Wasser rettete. Sie alle werden sicher dankbar an diesen Mann zurückdenken, ebenso die Jungmannschaft, die weiss, dass der Mann mit dem strengen Blick es nur gut mit ihnen meinte

Photos W. Nydegger



Zum letztenmal misst der Badaufseher, Albert Steitler, im „Bueber“ die Temperatur. 40 Jahre hat er seinen Dienst als Aufseher versehen. Wir wünschen ihm nun noch einen schönen und langen Lebensabend

jemand, anscheinend aus dem Zuschauerraum, deutlich: „Der Mann ist für immer erledigt!“ Ray beugte sich leicht vor; irgend etwas schnappte; der Lautsprecher schwieg.

Betje sass in ihrem Sessel; ihre Hände kneteten einander im Schoss, ihr Gesicht war gerötet von der Anstrengung, sich zu beherrschen, und es gelang ihr, nicht zu weinen und auch nicht zu schreien, als sie endlich zu Ray sagte: „Sie sehen jetzt wohl selbst, dass Sie mich sofort nach Ambon bringen müssen? Dies alles — das fällt ja sofort in sich zusammen, wenn ich auftrete und für ihn zeuge. Auch mein Onkel — er tut das alles nur aus Zorn, das weiss ich; er ist ja kein gemeiner Mensch! Und er wird aufhören, gegen Jan zu intrigieren und ihm sein bisschen Geld vorzuenthalten, wenn er sieht, dass ich am Leben bin, dass Jan mich behütet hat, so gut er irgend konnte — Jan allein hat mich von der „Pinaja“ bis zum Strand geschleppt, durch die Brandung hindurch — das muss Onkel Cornelis doch einsehen, nicht wahr?“

Ray neigte den schmalen Kopf. „Zweifellos, Fräulein Swarth. Aber — ich kann Sie auch jetzt nicht freigeben.“

Sie sprang auf, trat dicht an ihn heran. Für einen Augenblick hob sie die geballten Fäuste; es war, als wolle sie dem Inder an den Hals. „Was soll das heissen?“ schrie sie erbittert. „Wollen Sie damit sagen, dass Ihre verdammten dreckigen Geschäfte Ihnen wichtiger sind als die Ehre und das Vermögen eines anständigen Seemanns?“

„Genau das“, nickte Ray ungerührt, „will ich sagen, Fräulein Swarth.“

Sie wich ein paar Schritte zurück, starrte ihn an, ungläubig und verständnislos.

„Nur“, fuhr Ray fort, „sind meine Geschäfte nicht ganz so schmutzig und verdammungswürdig, wie sie Ihnen erscheinen. Ich würde, ohne diesen Zwischenfall, Sie nicht damit belästigt haben; das Sehenswerte haben Sie ja ohnehin besichtigt. Doch jetzt meine ich, ich schulde Ihnen eine kleine Aufklärung. Wollen Sie sich nicht wieder setzen?“

Unter seinen Augen tat sie's zögernd. „Ich kann mir nicht denken, dass irgend etwas Ihnen das Recht geben könnte...“

„Ich bin sogar überzeugt, Sie werden mir Unrecht geben. Welche Frau sollte über der Drohung, die ihrem Geliebten gilt, nicht alles andere vergessen? Trotzdem möchte ich, dass Sie sich nicht als hilflose Beute skrupelloser Geschäftemacher fühlen.“

„Ich kann Sie nicht hindern“, antwortete sie spröde und dabei mit Tränen kämpfend, „mir irgend ein Märchen zu erzählen.“

„Gut. Nehmen wir an, ich erzähle Ihnen ein immerhin nicht uninteressantes Märchen. Da Sie mit meinem Freunde Mike verschiedenen besprochen haben, wird es Ihnen nicht entgangen sein, dass wir eine Gruppe von Leuten sind, die vom Intelligence Service (englischer Spionagedienst. D. R.) verfolgt werden, weil wir uns gestatten, für die Selbständigkeit unserer unterjochten Heimat, für ihre Befreiung von der britischen Herrschaft zu kämpfen. Wie ich gerne zugebe, mit Mitteln, die nach dem heutigen Stand ungesetzlich sind — aber was kümmern uns die Gesetze, die die Fremden uns aufgezwungen haben? Wir haben in den letzten Jahren verschiedenes getan; einiges ist uns geglückt, anderes nicht. Mike hat sich nicht ohne Erfolg einige Zeit als Generalstabschef des Fakirs von Ipi betätigt — dazu haben ihn seine jahrelangen Kämpfe in Irland gegen die Briten gut vorgebildet. Ich selbst habe verschiedene Leute, die uns aus irgendeinem Grunde unangenehm waren, liquidiert. Die letzte grosse Unternehmung, die ich plante, ist leider missglückt; es betraf eine Zusammenarbeit verschiedener abgefallener und darum in den Augen der Welt führender Inder mit einigen Briten von Rang; ich hatte das betreffende Gebäude in Bombay in die Luft sprengen wollen, aber die Sache ist verraten worden, und ich musste sehen, dass ich davontkam. Wir sind, muss ich hinzufügen, verraten worden,

weil der Intelligence Service über mehr Geld verfügte als ich. Daraus war nur ein Schluss zu ziehen: unsere Geldmittel zu steigern. Darum das Ausbeuten dieser Bank. Darum die Überschwemmung des Marktes mit gelben Perlen, die Ihren Onkel so beunruhigt. Wir brauchen Geld. Heute, da der Krieg ausgebrochen ist, mehr denn je. Unsere Arbeit ist wichtig — für die Freiheit Indiens. Und Sie verstehen, dass ich sie auch von Ihnen und Ihren sehr begreiflichen Privatgefühlen nicht stören lasse.“

„Aber ich —“

Ray schüttelte den Kopf. „Selbst angenommen, ich sei von Ihrem besten Willen überzeugt, so glaube ich immer noch, dass der Intelligence Service Ihnen an Gerissenheit über ist. Man wird alles, was man wissen muss, aus Ihnen herausholen, und dann —“

„Selbst dann befinden Sie sich auf einer neutralen Insel“, widersprach Betje.

Ray lachte. „Was schiert sich das nächstbeste britische Kriegsschiff darum, das vom Intelligence Service hergeschickt wird und das Nest aushebt? Hier gibt's keine Kontrolle der holländischen Regierung. Was hier geschieht, macht niemand heiss, wenn man nur alle Zeugen beseitigt. Und das ist sehr einfach. Nein, ich kann es beim besten Willen nicht wagen, Sie nach Ambon zu bringen.“

Betje sass mit gesenktem Kopf. In breitem, goldenem Schwall fiel ihr Haar über ihr Gesicht und verbarg es ganz.

„Um diese Bank hier, um ihr Geheimnis sind schon ein paar Menschen gestorben“, sagte Ray. „Genug. Ich habe keine Lust, meine Leute, Mike, mich selbst — und auch Sie dem Tod zu überliefern.“

„Wer —?“ fragte sie schwach.

Ray lächelte leise. „Der letzte war der Mann, von dem ich das Geheimnis erbe, in einer unsagbar schmutzigen und überfüllten Gemeinschaftszelle in Kalkutta. Der Mann, ein Parse, war einmal sehr reich gewesen. So reich, dass er es sich hatte leisten können, die Perlbank als Reserve zu behandeln und sein Wissen nicht auszunützen — woher er's hatte, sagte er mir nicht. Er selbst hatte übrigens nie etwas mit der indischen Freiheitsbewegung zu tun haben mögen; desto mehr freilich sein Sohn. Man machte ihn für dessen Taten verantwortlich — vergleichsweise harmlose Taten nebenbei — und liess ihn so lange bluten, bis er bankerott war. Als er nichts mehr hatte, sperrte man ihn ein. Er wartete im Gefängnis, bis er einen Mann traf, dem er etwas zutraute — mich. Mir gab er sein Geheimnis; nicht für mich persönlich, für unsere gemeinsame Sache, für unseren gemeinsamen Hass. Am nächsten Morgen hatte er sich erhängt.“

Das Mädchen sah auf. Ray hatte das Gefühl, sie habe ihn nur reden lassen, um Zeit zu gewinnen, sich zu fassen und zu überlegen. „Sie glauben also“, fragte sie kehlig, „Sie hätten mich überzeugt?“

„Nein“, antwortete Ray langsam.

„Das freut mich. Sonst wären Sie ein schlechterer Menschenkenner, als ich es einem indischen Terroristen zutrauen möchte. Sie haben mich nicht überzeugt!“

„Ich weiss es“, wiederholte Ray höflich.

„Und was folgern Sie daraus?“

„Nichts“, sagte Ray. „So oder so — Sie bleiben.“

„Solange ich muss, vergessen Sie das nicht. Keinen Augenblick länger. Sie werden mir glauben, dass mir die indische Revolution samt allem Zubehör gleichgültig ist gegenüber dem Schicksal des Mannes —“, sie stockte, setzte tapfer fort: „den ich liebe.“

„Sie müssten keine Frau sein, wäre es anders.“

„Ich möchte jetzt allein sein“, sagte sie matt und erhob sich. „Ich muss nachdenken —“

„Welchen meiner Leute Sie bezaubern können?“ spottete Ray und öffnete ihr die Tür.

Im Rahmen blieb sie stehen und blickte ihn gerade an. „Sie haben recht. Welchen Ihrer Leute ich bezaubern kann“, antwortete sie und ging langsam den Gang entlang, ihrem Zimmer zu.

Pieter Lens, der lange Steuermann, hatte sich, so gut es ging, auf seinem kurzen Bett ausgestreckt, und von Zeit zu Zeit schnaufte er mächtig; er war bei weitem erregter, schien es, als van der Stappen, der äusserlich ruhig in einem Schaukelstuhl sass und, eine vierkantige Flasche Genever in bequemer Reichweite, sich mit Methode, doch ohne Erfolg zu betrinken versuchte. Diese Flasche war die letzte, die sie zu bezahlen vermochten; und das billige Etablissement der Madame Verdier, einer Belgierin von zweifelhaftem Ruf, war bekannt dafür, niemals auch nur einen Cent zu kreditieren. „Was soll denn nun werden?“ fragte Lenz zuweilen; stets knurrte van der Stappen — und jedesmal war die Zunge ein wenig unsicherer und schwerer: „Das ist mir egal“, und trank weiter.

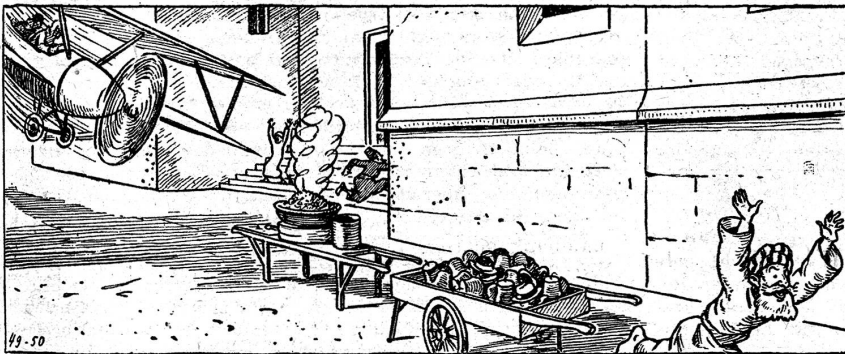
Lens überlegte angestrengt, doch fruchtlos. Wie die Dinge für seinen Freund Jan standen, war leicht an einem

einzigem Symptom zu sehen: kurz nach der Verhandlung hatte der Steuermann einen Heuerbas aufgesucht und gefragt, ob jener ein Schiff wisse, auf dem er anmustern könne. Der Bas grunzte, es sei keine Empfehlung, lange Jahre unter Jan van der Stappen gefahren zu sein. Pieter verbat sich die Beleidigung seines Kapitäns und wurde hinauskomplimentiert. Nichts konnte deutlicher zeigen, dass Jan van der Stappen für Ambon erledigt war.

Pieter besass nichts. Was sollte werden, waren die paar Gulden aufgezehrt, die Jan auf der Bank liegen hatte? Pieter überschlug die Kosten der Überfahrt nach Batavia oder Soerabaja; er hoffte, dort könnten sie beide leichter unterschlüpfen, doch er sah keine Möglichkeit, das Reisegeld zu beschaffen. Und hier, in Ambon? Wenn es schon verpönt war, van der Stappens Partei zu ergreifen, nahm den gerüffelten Kapitän selbst überhaupt kein Reeder; auch würde sicherlich keine Mannschaft mit ihm fahren wollen. Was tun? fragte sich Lenz und bemerkte nicht, dass ihm sein eigenes Fortkommen weit weniger den Kopf beschwerte als das des Freundes. (Fortsetzung folgt)

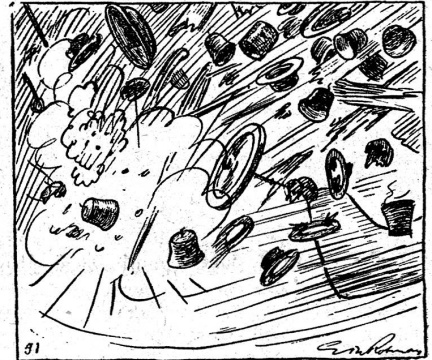
Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
8. Fortsetzung



49—50. O weh, o weh! Da kam, mit furchtbarem Lärm, das Flugzeug herangesaust, so einfach mitten über die Strasse hin! Der Pilafverkäufer rannte eins, zwei, drei die breiten Treppen der Moschee hinauf und flüchtete sich ins grosse Gebäude hinein. Den herrlich dampfenden Pilaf liess er nur so im Stich.

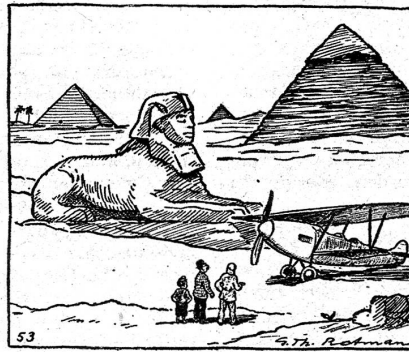
Auch der Hutverkäufer achtete es fürs geratenste, das Hasenpanier zu ergreifen. Laut schreiend rannte er vor dem Flugzeug her; seinem Wagen mit Hüten und «Fez» widmete er keine Aufmerksamkeit mehr. (Fez: Blumentopfförmige Kopfbedeckung, jetzt in der Türkei aber nicht mehr erlaubt.)



51. Rrrr! Wüst mähte der Propeller des Flugzeuges durch den Pilaf und durch den Hüteverrat; ganze und halbe Hüte, Bretter, Räder, Reis und Rosinen, alles flog in wildem Wirrwarr durch die Luft. Aber der Pilot achtete nicht darauf; das Flugzeug streifte ein paarmal das Strassenpflaster, und... dann gelang es!



52. Es gelang nämlich, die Maschine wieder in die Höhe zu bringen; sie schwebte über eine der vielen Moscheen hin, und es fehlte nur ein bisschen, so wäre sie gegen das Minarett geprallt. Ein Minarett ist ein schlanker Turm, von dessen Terrasse aus der «Muezzin» die Mohammedaner zum Gebet auffordert.



53. Der Pilot wählte nun den Flugplatz zum Landen. In einer kleinen Gastwirtschaft am Rande der Stadt übernachteten sie; in die Stadt selber getrauten sie sich nach der gefährlichen Flucht durch die Strassen nicht mehr; man würde sie gewiss verhaften. Ganz in der Frühe reisten sie ab; da der Pilot in der Bestürzung vergass, genug Benzin mitzunehmen, mussten sie aber bereits am Nachmittag mitten im afrikanischen Sande, in der Nähe der grossen Pyramiden, wieder landen.



54. «Guck mal», rief Karlchen aus, «welch seltsames Tier! Es hat den Kopf eines Menschen!» Und er zeigte auf die Sphinx. Der Vater ging hin, stellte sich auf einer der Vordertatzen der Sphinx auf und rief aus: «Vor 5000, vielleicht 6000 Jahren wurde dieses Riesenstandbild hier von Hunderten von ägyptischen Sklaven aus einem Fels gehauen.»